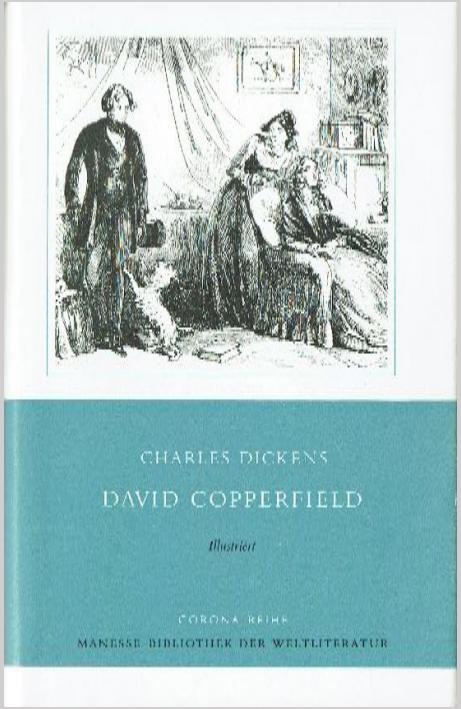
Station 6

Lieblingsbücher

In unserer letzten Station stellen wir Ihnen unsere Lieblingsbücher aus der *Manesse Bibliothek der Weltliteratur* vor. Sie alle sind etwas ganz besonderes – und das aus einer Vielzahl an Gründen. Die Auswahl ist rein subjektiv und soll nichts anderes tun, als Ihnen Lust zu machen auf mehr.

Denn egal, welches Buch Sie aus der *Manesse Bibliothek der Weltliteratur* wählen: Wenn Sie es mit offenem Herzen und wachem Verstand lesen, wird es Ihren Horizont erweitern und ihr Leben bereichern.



Charles Dickens, David Copperfield, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1961

Altbekanntes neu entdeckt

Ja, ja, ich weiß, Sie kennen David Copperfield. Schließlich gibt es ihn in gut 20 Filmen und etlichen Adaptionen als Fernsehserie und Hörspiel. Die Irrungen und Wirrungen des kleinen Waisenjungen, der allen Hindernissen zum Trotz seinen Weg in die bürgerliche Gesellschaft macht, haben Sie schon mit zwölf Jahren in einer kindgerecht gekürzten Version gelesen. Und trotzdem ist es keine Zeitverschwendung, dieses dicke Buch noch einmal zur Hand zu nehmen. Denn es bietet einen Einblick in die Entstehungsgeschichte unserer bürgerlichen Verhaltensnormen.

David Copperfield wurde 1849/50 veröffentlicht, also zu einem Zeitpunkt, als sich unser modernes Gesellschaftssystem und seine Ethik herauszubilden begann. Der Roman erzählt nicht nur eine Geschichte, sondern illustriert erfolgreiches und gefährliches Verhalten. Dickens teilt seine Protagonisten in verschiedene Typen auf, stellt sie immer wieder vor ähnliche Situationen und lässt sie völlig unterschiedlich reagieren. Fast wie in einem sozialen Experiment. Was dabei herauskommt, regte schon damals jeden aufmerksamen Leser zum Denken an. Dickens war nämlich nie so etwas wie langweilige Ratgeberliteratur. Die Lektüre war und ist unterhaltsam.

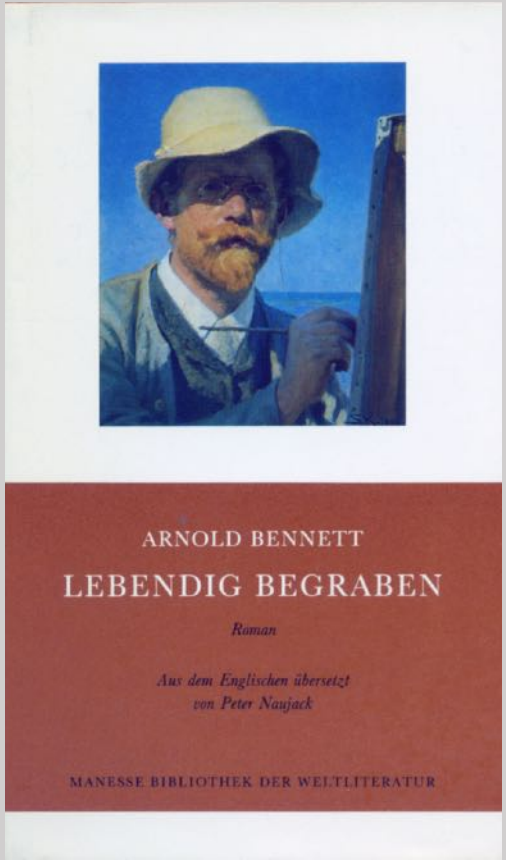
Und das macht David Copperfield zu einem großartigen Plädoyer für bestmögliche Bildung, für Eigeninitiative, für einen sorgfältigen Umgang mit Geld und eine noch sorgfältigere Auswahl des Menschen, mit dem man sein Leben verbringen möchte. Daneben liefert das Buch ein wunderbares Zeitpanorama, das uns viel über die Denkweise zur Zeit von Charles Dickens lehrt.

Viel wichtiger noch: David Copperfield ist eine Begegnung mit uns selbst. Denn die Typen, die Charles Dickens da mit so viel Liebe schildert, sind uns und unseren Mitbürgern immer noch zu ähnlich, als dass wir uns nicht in ihnen wiedererkennen würden.

Aufregende Entdeckungen

Bleiben wir bei der britischen Literatur, die wir doch alle so gut zu kennen glauben. Und doch gibt es immer noch Geheimtipps, so wie die Satire von Arnold Bennett um den Maler Priam Farll. Bennett thematisiert mit *Lebendig begraben* gleich zwei interessante Phänomene: Es geht da zunächst um die Schüchternheit und die Unfähigkeit schüchterner Menschen, Nein zu sagen, und in welch prekäre Situationen dies Schüchterne bringen kann. Und dann sind da die verrückten Regeln des Kunstmarkts, die Höchstpreise garantieren, sobald ein Künstler gestorben ist.

Damit sind wird beim Helden des Romans angelangt. Priam Farll ist ein genialer Maler und so schüchtern, dass er andere Menschen braucht, um für ihn mit der Außenwelt zu kommunizieren. Die nehmen ihm das gerne ab, denn sie verdienen gut daran. Egal, wie oft sie ihn betrügen, der schüchterne Farll stellt sie sicher nicht zur Rede.

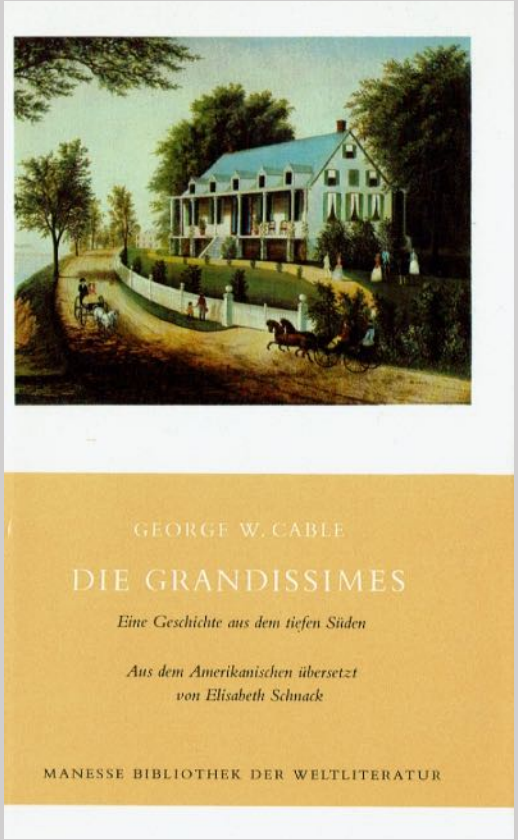


Arnold Bennett, Lebendig begraben, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1983

Damit ist die Ausgangslage des Plots gut vorbereitet: Farlls Diener benutzt das Foto seines Herrn, um die eigene Heiratsanzeige aufzumotzen. Doch noch ehe er die vielversprechendste Kandidatin empfangen kann, verstirbt er plötzlich, und Farll ist viel zu schüchtern, um den herbeigeeilten Amtsarzt darüber aufzuklären, dass nicht der Tote, sondern er selbst der berühmte Kunstmaler Farll ist.

Das Resultat: Er wird für tot erklärt, erhält ein Ehrengrab in der Westminster Abbey und seine Erben schmeißen den vermeintlichen Diener aus der Wohnung. Zum Glück ist die Heiratskandidatin, die sein Diener sich ausgeguckt hatte, ein echter Goldschatz. Sie beutet ihren Liebsten nicht aus, sondern verwöhnt ihn nach Strich und Faden. Ja, sie gibt sogar seiner Laune nach und kauft ihm einen Farbkasten. Dass plötzlich neue Bilder von einem verstorbenen Maler auftauchen, führt zu Verwicklungen, die so komisch sind, dass man aus dem Lachen gar nicht mehr herauskommt.

Dass Bennett so ganz nebenbei Fragen behandelt, die überaus aktuell sind, merkt man erst auf den zweiten Blick: Wie grenzt ein Künstler öffentliche und private Person voneinander ab? Kann man noch ein menschliches Leben führen, wenn man Berühmtheit erlangt hat? In Zeiten von Social Media ist die Weigerung Priam Farlls, sein Leben mit seinen Fans zu teilen, geradezu erfrischend!



George W. Cable, Die Grandissimes, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1976

Sklaverei in den Südstaaten

Wenn wir schon beim Unbekannten sind: Haben Sie schon einmal etwas von George Washington Cable gelesen? Nein? Da sind Sie nicht allein. Cable ist außerhalb der Vereinigten Staaten kaum bekannt. Und das obwohl er in seinem literarischen Werk extrem früh ein realistisches und kritisches Bild vom alltäglichen Rassismus der Südstaaten zeichnete. Er kannte die Verhältnisse nämlich aus erster Hand. Im Gegensatz zu vielen damaligen Aktivisten, die – wie die Autorin von *Onkel Toms Hütte* – ihre Kenntnisse rein aus Büchern bezogen.

Cables Eltern lebten in New Orleans, waren reich und selbstverständlich Sklavenhalter. Trotzdem entwickelte sich ihr Sohn, der im Bürgerkrieg auf Seiten der Konföderierten gekämpft hatte, zu einem vehementen Kritiker aller rassistischen Vorurteile.

Cable verlegt seine Geschichten meist in den frühen 1800er Jahren, kurz nachdem die Vereinigten Staaten den Franzosen Louisiana abgekauft hatten. In den detaillierten Milieuschilderungen kennt Cable keine Tabus, spricht freimütig über Sklaverei und Lynchjustiz. Ein bevorzugtes Thema sind die Kreolen, benachteiligte Kinder aus den rechtlich nicht anerkannten Verhältnissen von weißen Männern und schwarzen Frauen. Das historische Setting ist bestens recherchiert und kommt der Realität sehr nahe – zu nahe; heute wird Cable dafür kritisiert, dass er seine Kreolen schlechtes Englisch sprechen lässt.

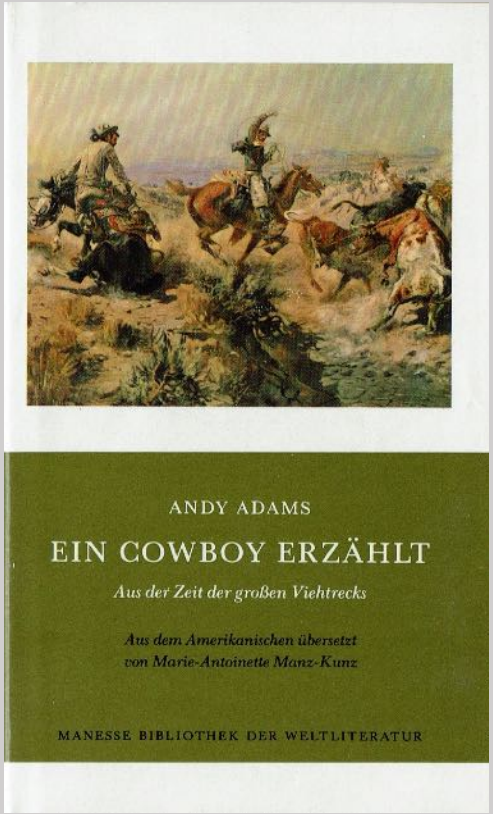
Als Cables größtes Werk gilt *The Grandissimes*, erstmals 1880 in New York publiziert. Darin erzählt er die Geschichte zweier Halbbrüder. Der eine weiß, legal, Erbe des väterlichen Besitzes und wirtschaftlich ziemlich erfolglos; der andere Kreole und gewiefter Selfmademan mit einem großen Vermögen, bereit, für die familiäre Anerkennung seinem Halbbruder unter die Arme zu greifen. Um sie herum kreist ein Panoptikum von verschiedenen Menschen mit unterschiedlichsten Einstellungen zu Hautfarbe und Sklaverei. Das reicht von völliger Intoleranz auf weißer und schwarzer Seite bis hin zum Willen, gemeinsam für eine bessere Welt zu kämpfen.

Cables Roman ist immer noch lesenswert, vor allem wegen der großen Würde, die er jeder einzelnen seiner Figuren verleiht. Wer wissen will, wie es in den Südstaaten wirklich zuging, der sollte sich unbedingt *Die Grandissimes* zu Gemüte führen.

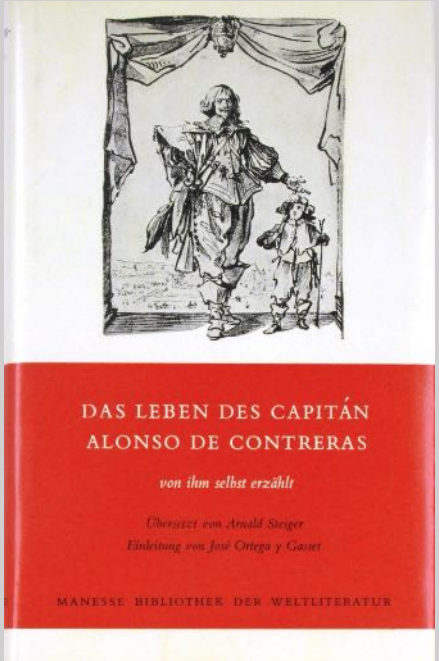
Arbeitswelt

Und wenn wir schon bei Realität sind. Es gibt einen Wildwest-Roman, den sie, ganz ohne rot zu werden, öffentlich lesen können. 1981 – als der Western im Kino schon längst für tot erklärt war – veröffentlichte die *Manesse Bibliothek der Weltliteratur* die tagebuchartigen Erzählungen von Andy Adams. Der hatte selbst rund 15 Jahre lang als Cowboy gearbeitet. Seine Erfahrungen verarbeitete er in seinem ersten Roman. Darin schildert er den fünfmonatigen Treck einer 3.000 Rinder starken Herde, die 1882 von Texas nach Montana getrieben wird, um von dort via Eisenbahn in den Schlachtereien von Chicago zu landen.

Natürlich ist die Geschichte fiktiv, aber mit so viel realen Erlebnissen angereichert, dass Adams Bericht heute noch als wichtigste Quelle für das Leben der Cowboys gilt. Wenn Sie also ein Bedürfnis nach ein bisschen Wildwest-Romantik haben, dann können wir diesen wunderbar unprätentiösen Roman nur empfehlen. Nach der Lektüre ahnt man, was es bedeutete, Vieh zu treiben, Kühe über einen Fluss zu locken oder eine Stampede aufzulösen.



Andy Adams, Ein Cowboy erzählt. Aus der Zeit der großen Viehtrecks, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1981



Alonso de Contreras, Das Leben des Capitán Alonso de Contreras. Von ihm selbst erzählt, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1961

Von der Ethik eines Konquistadoren

Wenn wir schon bei Arbeitswelten sind: Haben Sie sich jemals gefragt, was das für ein Beruf ist: Konquistador? Wie mögen sie gedacht haben, jede spanischen Kriegsgurgeln, die Einheimische in Südamerika reihenweise töteten, um ihnen ihr Gold zu rauben? Wenn Sie diese Epoche aus den Augen eines Zeitgenossen erleben wollen, dann empfehlen wir die Autobiographie des Alonso de Contreras. Er lebte von 1582 bis 1641 und beweist uns, dass alle Werte, die wir für unumstößliche Wahrheiten halten, das eben genau nicht sind: unumstößlich und unbestreitbare Wahrheiten. Contreras würde über unseren heutigen Wertekanon nur staunen. Er selbst hielt sich nämlich an ganz andere Normen. Und die teilte er mit der Mehrheit seiner Zeitgenossen. Er fühlte sich als toller Kerl und durfte darauf zählen, dass ihm seine Leser zustimmten. Uns dagegen stockt der Atem: Contreras mordet bedenkenlos (sogar die eigene Ehefrau) und raubt, wann immer sich eine Gelegenheit bietet. Bücher wie die Autobiographie von Alonso de Contreras sollten mit sehr wachem Verstand gelesen werden. Denn natürlich kann man sie als eine bloße Ansammlung von Fakten nutzen. Die dienen dann wunderbar dazu, sich selbst moralisch überlegen zu fühlen und das skrupellose Vorgehen unserer Vorfahren zu verdammen. Das ist politisch absolut korrekt und im Trend der Zeit.

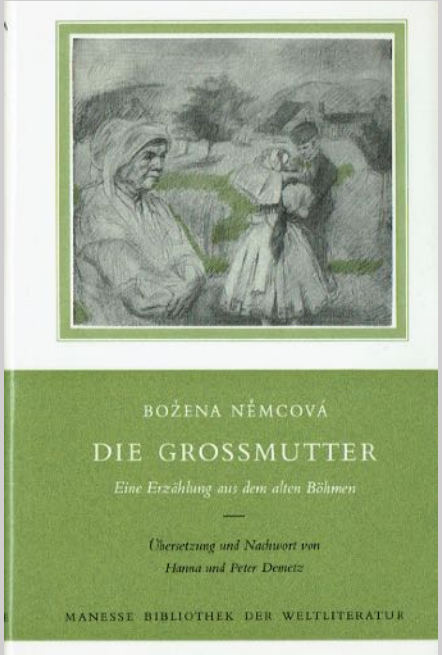
Man kann bei der Lektüre aber auch darüber nachdenken, wie relativ alle Werte sind. Man mag vielleicht daraus lernen, dass Gesellschaften dann einmütig handeln, wenn sie Werte teilen. Und dass in einer gespaltenen Gesellschaft nicht die nächste Wahl die Lösung bringt, sondern eine Diskussion, welche Werte gelten sollen. Hat man sich auf die Prioritäten geeinigt, ist es danach geradezu ein Kinderspiel, die geeigneten politischen Maßnahmen zu beschließen und umzusetzen.

Werte und Normen

Das Problem ist, dass wir häufig gar nicht mehr erkennen, wie bedrückend die Ansprüche sind, die man da so unterschwellig von außen an uns heranträgt. Nehmen wir als literarisches Beispiel die Geschichte der adligen Gutsfamilie Pintor. Sie spielt die Hauptrolle in dem wunderbaren Roman *Schilf im Wind* der Nobelpreisträgerin Grazia Deledda. Die Autorin schildert das Schicksal der drei Töchter des gestrengen Don Zame. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, durch ihre Sittenstrenge den Fehltritt von Schwester Lia zu sühnen. Längst ist der Vater tot, gestorben in eben jener Nacht, in der Lia es nicht mehr aushielt und mit dem Geliebten floh. Seitdem ist aller Reichtum entschwunden, verloren und vergeudet von den weltfremden Jungfern, die da völlig überfordert sind mit der Führung ihres Landguts. Deleddas Beschreibung der kargen Landschaft Sardiniens, der ausgelassenen Feste und der gnadenlosen Selbstkasteiung der ältlichen Schwestern ist unvergesslich. Ihre Protagonisten wachsen dem Leser ans Herz, besonders der einfache Knecht Efix, dem es die Schwestern zu verdanken haben, dass trotz aller Not für das tägliche Brot gesorgt ist.

Die Geschichte gerät in Bewegung, als sich eines Tages der Sohn der inzwischen verstorbenen Lia meldet und die Schwestern um finanzielle Hilfe bittet. Er verspricht ihnen das Blaue vom Himmel, und vergeudet ihr weniges Geld. So bleibt nur eines: Noemi muss endlich ihren Stolz aufgeben und gegen das Gebot des längst verstorbenen Vaters den Mann heiraten, der sie schon so lange liebt. Plötzlich löst sich alles wie von selbst: Noemi lernt wieder zu lieben. Ein bescheidener Wohlstand kehrt ein, und so bleibt am Ende die Hoffnung, dass so vielleicht doch so etwas wie Glück möglich sein könnte.

Grazia Deledda, Schilf im Wind, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1951



Božena Němcová, Die Großmutter, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1959

Ein Plädoyer für ein sinnvolles Alter

Dass Glück möglich ist, daran würde die *Babička* keinesfalls zweifeln. Sie wissen nicht, wer das ist? Nun, das liegt daran, dass wir zwar mit der Literatur der englischsprachigen und vielleicht noch der französischen Welt bestens vertraut sind, aber keine Ahnung haben, welche Bücher bei unseren östlichen Nachbarn als Schullektüre gelten. Und dabei würde sich ihre Entdeckung durchaus lohnen. Nehmen wir nur das Beispiel *Babička* von Božena Němcová. Der 1855 veröffentlichte Roman gehört noch heute zu den meistverkauften in Tschechien.

Wie bemerkenswert. Schließlich ist die *Babička* ein alter Mensch. Wie viele erfolgreiche Werke der Weltliteratur kennen Sie, in denen ein Greis oder eine Greisin die Hauptrolle spielt? Die Tschechen lernen dagegen von frühauf mit *Babička*, was es heißt, sein Alter sinnvoll zu gestalten. Nein, die *Babička* kriegt keine hohe Rente; und nein, sie reist nicht auf dem Kreuzfahrschiff um die Welt. Stattdessen lebt sie für ihre Mitmenschen. Sie ist offen dafür, sich ihre Sorgen anzuhören, ohne zu urteilen und ohne die eigenen Erfahrungen herauszukramen.

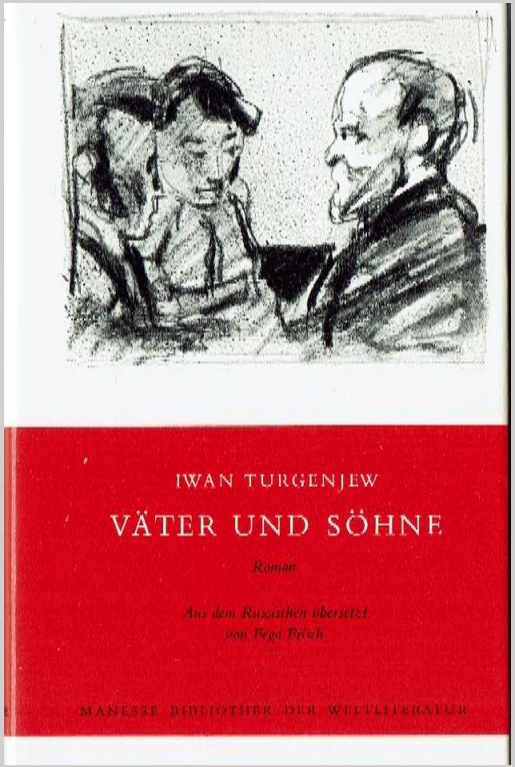
Stattdessen greift sie, wann immer sich ihr die Möglichkeit bietet, aktiv ein, um die innersten Wünsche ihrer Mitmenschen in Erfüllung gehen zu lassen. Dabei nutzt die *Babička* zwei Ressourcen, über die sie – wie es eigentlich jeder alte Mensch tun sollte – im Übermaß verfügt: Zeit spielt für sie keine Rolle. Dazu hat sie den Mut, jedem, wirklich jedem die Wahrheit zu sagen. Für sich selbst erhofft und fürchtet sie nichts mehr. Und doch, auch wenn ihr eigenes Leben nicht allzu viel von dem geboten hat, was wir Glück nennen würden, genießt sie die kleinen Freuden des Lebens und ist ein Vorbild für andere, dies ebenfalls zu tun.

Ja, ja, natürlich lebt dieses Buch von der Romantik einer längst vergangenen Zeit. Bullerbü für Erwachsene könnte man es nennen. Aber dennoch sollte es auch bei uns Pflichtlektüre sein. Denn *Babička* zeigt, wie viel sich die Generationen gegenseitig zu geben hätten, würden sie Wert darauf legen, ihr Leben miteinander zu teilen.

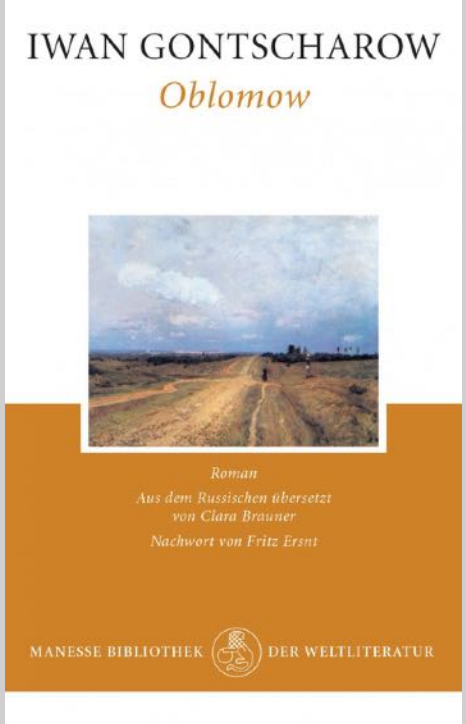
Wertewandel und Studentenbewegung – im 19. Jahrhundert

Wo die *Babička* den Frieden zwischen den Generationen beschreibt, sieht Iwan Turgenjew rund zehn Jahre später nur Missverständnisse und daraus resultierend Streit. *Väter und Söhne* ist die bis heute weltweit gültige Darstellung der Tatsache, dass sich die Werte verändern, und dass sich deshalb trotz der tiefen Liebe, die Eltern und Kinder verbindet, Gräben zwischen den Generationen auftun, die nur mit größter Mühe überwunden werden können.

Wenn man sich diese Mühe überhaupt macht. Der Medizinstudent Basarow hat dazu nämlich keine Lust. Er ist mit der ganzen Arroganz der Jugend der Überzeugung, die Wahrheit mit Löffeln gefressen zu haben. Nihilismus ist seine Parole. Über die Ideale der Älteren kann er nur lachen. Sein Freund Arkady ist da aus anderem Holz geschnitzt. Ja, auch er ist Nihilist (zumindest meistens, auf jeden Fall wenn Basarow dabei ist), aber er hegt Verständnis für seinen Vater und seinen Onkel, will die Welt nicht komplett umkrempeln, höchstens ein bisschen; auf jeden Fall da, wo der wirtschaftlich untüchtige Vater so richtig in die Bedrouille gekommen ist. Wem würden Sie die größere Chance einräumen, ein glückliches Leben zu führen? Richtig: Arkady. Er macht seinen Frieden mit der alten Generation, schafft sich sein kleines Glück auf dem väterlichen Hof. Und Basarow? So einem Heißsporn bleibt nur der sinnlose Tod. Er stirbt, umsorgt und beweint von seinen liebenden Eltern, die ihm im Tod noch gleichgültig bleiben.



Iwan Turgenjew, Väter und Söhne, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1949



Iwan Gontscharow, Oblomow, Der überflüssige Mensch, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1980

Schreckstarre angesichts der Krise

Kennt Turgenjew heute jeder Literaturliebhaber, bleibt Iwan Gontscharow eher ein Geheimtipp, denn sein dicker Roman Oblomow ist schon starker Tobak. Ein flüssiger Plot? Vergessen Sie's. Der Titelheld verlässt kaum das eigene Bett, geschweige denn die eigene Wohnung. Es braucht Hard Core Leser, um überhaupt die ersten 50 Seiten des Buchs zu überwinden, die den Weg des Titelhelden vom Bett zum Stuhl beschreiben.

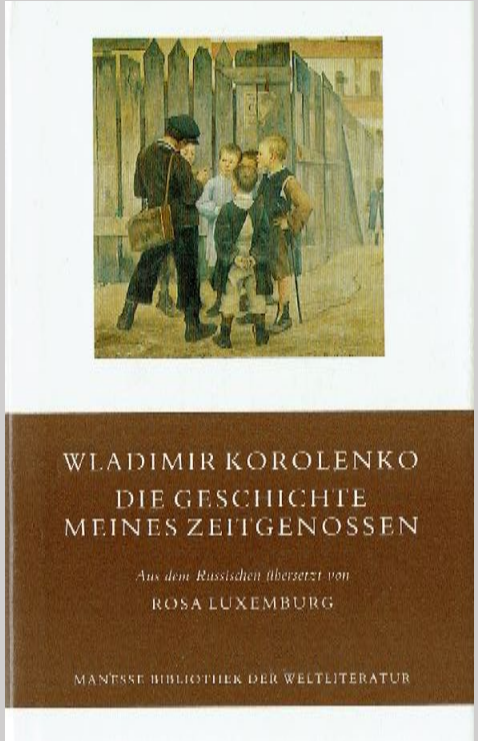
Oblomow hat es in die Psychologie geschafft. Das Oblomow-Syndrom wird heute diagnostiziert, wenn ein körperlich gesunder Mensch unter völliger Apathie leidet – genauso wie sein literarischer Vorfahre, der nichts tut, während sein Freund (und Gegenspieler) Stolz ihm erst die Verwaltung seines Guts abnimmt, dann seine Braut heiratet, und ihn so aus seinem eigenen Leben verdrängt. Oblomow spielte eine zentrale Rolle in der politischen Diskussion im Russland des 19. Jahrhunderts. Man wollte in ihm den untätigen Adligen erkennen. Sein Freund Stolz stand für den erfolgreichen Bürger, dessen Tatendrang Russland in eine glorreiche Zukunft führen würde.

Heute wissen wir, dass zu großer Aktivismus höchstens in den Burn Out führt, wenn man nicht hin und wieder auf den Oblomow in sich selbst hört. Und deshalb ist es Zeit, dieses Buch wieder einmal zu lesen, sich langsam durch die Handlung zu quälen, um hinterher begriffen zu haben, dass es für alles eine Zeit gibt: für forsche Taten, aber auch für genüssliches Ausruhen.

Zwischen Russland und Europa

Wladimir Galaktionowitsch Korolenko, geboren 1853 in Schitomir, gestorben 1921 in Poltawa, war ein russischer Dichter. Das lesen wir zumindest in der Wikipedia. Nun hat Wladimir Korolenko auf Russisch geschrieben, das steht fest. Aber war er deshalb ein Russe? Immerhin wurde er in der (heutigen) Ukraine geboren und ist in der (heutigen) Ukraine gestorben. Damals gehörte beides zum russischen Reich. Doch die Familie Korolenko fühlte sich nicht als Russen. Wie hätte sie das auch sollen? Zwar verdiente der Vater sein Geld als russischer Beamter, doch war er eigentlich ein ukrainischer Kosak, der zum Entsetzen seines Popen eine katholische Polin geehelicht hatte.

Wenn wir heute in Nationen mit klar umrissenen Grenzen denken, dann hat das wenig mit der Realität des 19. Jahrhunderts zu tun. In Schitomir, wo Korolenko aufwuchs, mischten sich die verschiedensten Traditionen und Religionen fröhlich durcheinander. Sehr zum Unwillen der russischen Obrigkeit, die alles daran setzte, ein russisches Nationalgefühl zu erzeugen.

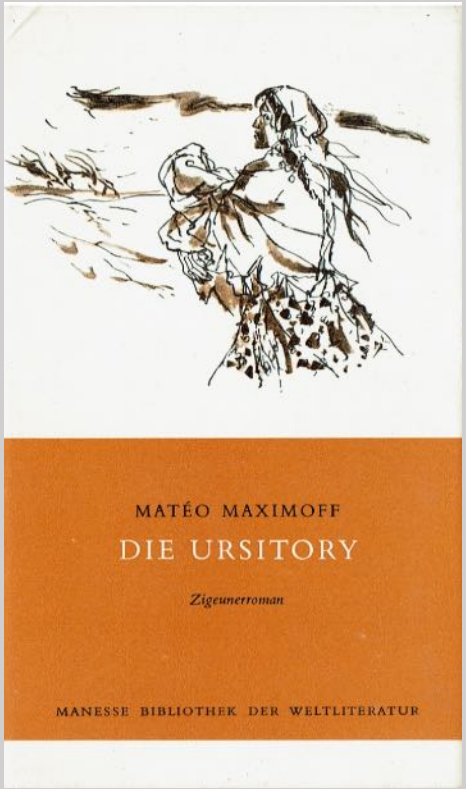


Wladimir Korolenko, Die Geschichte meines Zeitgenossen, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1985

Korolenko erlebt all das mit seinem wachen Verstand. Er beschreibt die vielen Ungereimtheiten seiner Jugend. Er schildert die russische Bürokratie, die ihn zwingt, statt eines altsprachlichen Gymnasiums den mathematisch-technischen Zweig zu absolvieren. Er erzählt von der Willkür der Lehrer, den Prügeln und dem dunklen Karzer, unter denen viele seiner weniger begabten Kameraden leiden.

Was so mancher Autor in schwarz-weiß geschildert hätte, erhält bei Korolenko eine Farbigkeit mit unzähligen Schattierungen. Denn er hat verstanden, dass es oft nicht die Schlechtigkeit des Menschen ist, die sein Handeln bestimmt, sondern das System. Korolenko beobachtet immer und immer wieder, wie die jungen Lehrer voll Engagement kommen und zerbrechen – an den Vorschriften der Schulbehörden und dem lange angestauten Hass der Schüler auf den Lehrkörper. Er begreift, dass vielleicht auch der härteste Verteidiger des Systems irgendwann seine Ideale hatte und preisgeben musste.

Korolenkos *Geschichte meines Zeitgenossen* ist gerade heute wichtige Lektüre, so wichtig, dass wir dafür eigens den für diese Ausstellung gesetzten Zeitrahmen überschritten haben. Denn unsere Zeit hat vergessen, dass Meinungen oft mit den Erfahrungen zusammenhängen, die ein Menschen gemacht hat. Statt ihn wegen seiner Haltung zu verurteilen, wäre es für jede Diskussion fruchtbarer, wie Korolenko zu fragen, was ihn veranlasst hat, diese Haltung einzunehmen.



Matéo Maximoff, Die Ursitory, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1954

(Gar nicht so) Lustig ist das Zigeunerleben

Was wissen Sie eigentlich über Zigeuner – oder wie man heute korrekt sagen sollte über Sinti und Roma? Wie viele Sinti und Roma kennen Sie? Oder geht es Ihnen wie mir und Sie denken bei Zigeunerleben immer noch an die endlose Freiheit eines Lebens jenseits aller bürgerlicher Pflichten? Unser aller Problem ist es, dass wir vom tatsächlichen Leben der Sinti und Roma kaum etwas aus erster Hand wissen. Wenn sie wie in *Carmen* in einem Roman auftauchen, dann sind sie nichts anderes als völlig fiktive Gestalten eines Autors, der noch nie mit einem echten „Zigeuner“ gesprochen hat. Eine Innenansicht kannte die Literaturgeschichte bis Mitte des 20. Jahrhunderts nicht.

Das änderte sich, als der Anwalt des 21-jährigen Kesselflickers Matéo, der 1938 im französischen Issoire in Untersuchungshaft saß, seinem Mandanten riet, seine Version eines blutigen Streits zu Papier zu bringen. Matéo war ein Rom und darüber hinaus äußerst sprachbegabt. Als der Anwalt zurückkehrte, übergab ihm Matéo das Manuskript zum Roman *Die Ursitory*. Damit war eine erste authentische Erzählung eines Rom in der Welt. Erstmals konnte man aus erster Hand lesen, welche Werte, welche Sitten dieses Volk hatte. Der Anwalt war tief beeindruckt, doch es dauerte noch einige Jahre, bis Die Ursitory gedruckt wurden. Und das aus ganz offensichtlichen Gründen: Sinti und Roma wurden sowohl im freien Frankreich als auch im von Deutschland kontrollierten Europa interniert und zum Teil ermordet.

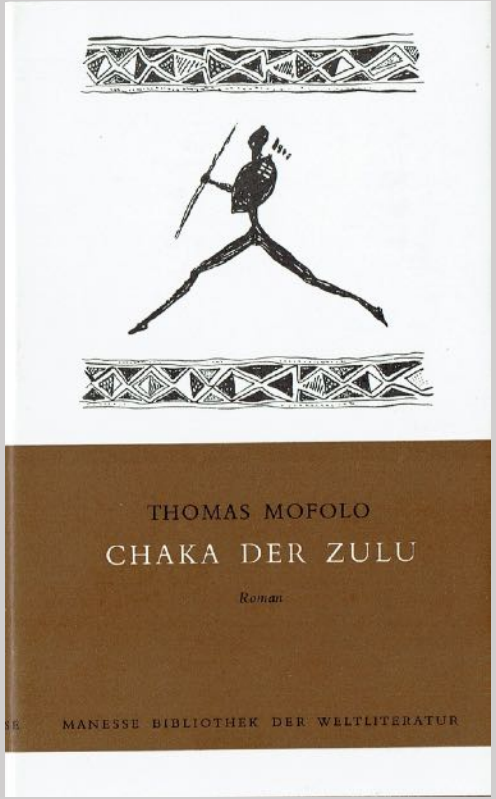
Doch kurz nach Kriegsende kam 1946 der in französischer Sprache geschriebene Roman *Die Ursitory* heraus. Wer ihn heute liest, auf den wirkt das Geschehen ein bisschen fremd, sehr märchenhaft und gleichzeitig vertraut. Denn der Roman spielt mit der griechischen Sage: Wie Meleagros ist das Leben von Arniko an ein Holzscheit gebunden. Wenn es verbrennt, muss der Held sterben. Frauen hüten das Scheit, erst die Mutter, nach dem Tod die Ehefrau von Arniko. Alles geht gut, solange der sich an die Regeln seines Volkes hält. Erst als er plant, seine Frau zu verlassen, um sich im Schloss mit einer reichen Gadsche – so nennen die Roma alle Nicht-Roma – zusammenzutun, in die er sich verliebt hat, geht es schief. Seine Frau ist verletzt, verbrennt das Scheit, Arniko muss sterben.

Es ist beeindruckend, dass Meier sich entschied, ausgerechnet diesen Roman übersetzen zu lassen und als Weltliteratur 1954 ins Verlagsprogramm aufzunehmen. Natürlich steht damals noch das Wort „Zigeunerroman“ auf der Titelseite; natürlich nennt das ausführliche Nachwort die Sinti und Roma damals noch „Zigeuner“. Doch wenn wir heute mehr über Sinti und Roma wissen, dann haben Bücher wie *Die Ursitory* den Weg dafür frei gemacht. Sich heute darüber zu mokieren, dass damals dafür andere, heute verpönte Wörter benutzt wurden, ist ahistorisch und anmaßend.

Auch Unterdrückte haben ein Recht, böse zu sein

Woran denken Sie, wenn Sie Afrika hören? An kleine Kinder mit großen Augen, deren aufgeblähte Hungerbäuche sie auffordern, unmittelbar und sofort Geld an eine NGO zu überweisen? Nun, diese Vorstellung ist leider allzu weit verbreitet und übersieht vollständig, was für eine reiche Vergangenheit der schwarze Kontinent besitzt. Natürlich gab es auch in Afrika große Reiche, mächtige Männer und furchtbare Kriege. Der Basotho Thomas Mokopu Mofolo erzählt davon.

Sein Protagonist ist Chaka, der heute als eine der zentralen Gestalten der südafrikanischen Geschichte gilt. Er herrschte in den Jahren zwischen 1816 und 1828 über die Zulu und machte aus dem vorher eher unbedeutenden Stamm die Vormacht im südlichen Afrika. Die Nation der Basotho, der Mokopu Mofolo angehörte, war unter den Opfern Chakas, in dessen Eroberungsfeldzügen bis zu einer Million Menschen den Tod gefunden haben sollen.



Thomas Mofolo, Chaka der Zulu, erschienen in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur 1953

Mokupo Mofolo setzt sich mit dieser Persönlichkeit auseinander und versucht zu verstehen, wie aus dem unehelich geborenen Chaka der allbeherrschende Kriegerkönig werden konnte. Er zeigt Schritt für Schritt, wie aus den Grausamkeiten der Altersgenossen, die der junge Chaka erleiden muss, der übermächtige Wunsch nach Macht erwächst. Er beobachtet, wie sich Chaka erst zu einem starken Mann entwickelt, der seinen Platz im Leben findet, und es ihn dann immer weiter und weiter treibt, wenn er immer mehr Macht an sich rafft. Chakas Menschlichkeit bleibt dabei auf der Strecke.

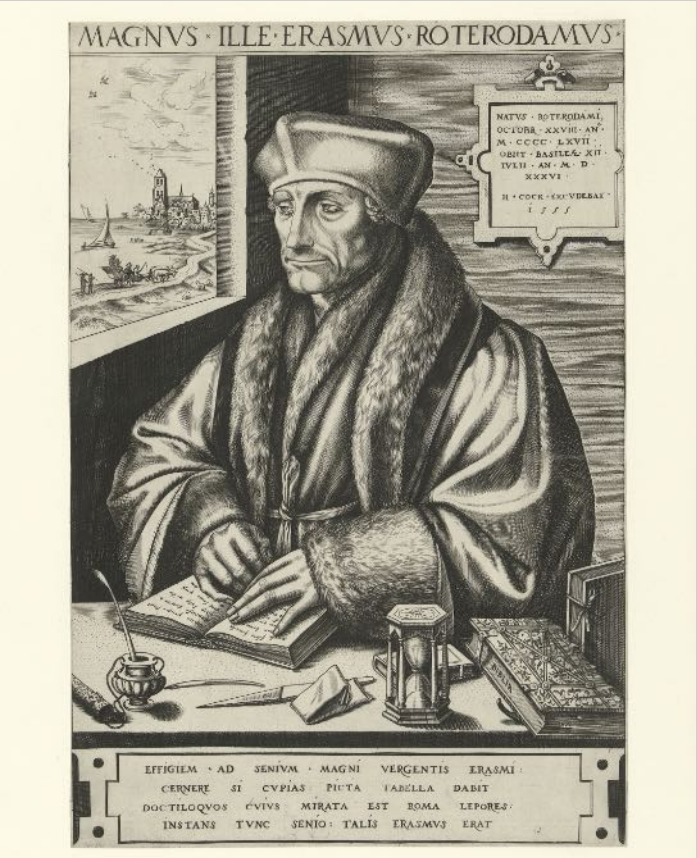
Die Bilder, die Mokopu Mofolo für diese Veränderung verwendet, scheinen uns fremd. Da gibt es einen Zauberer, der Chaka mit mächtigeren Talismanen versorgt. Doch die beziehen ihre Wirksamkeit aus Opfern. Je größer das Opfer, je mehr es Chaka schmerzt, um so mächtiger der Talisman. Den ultimativen Talisman muss sich Chaka mit dem eigenhändigen Mord an seiner geliebten Frau erkaufen. Damit ist der Scheitelpunkt erreicht. Chaka hat den Bogen überspannt. Er verliert den Rückhalt seiner Familie und wird von den eigenen Brüdern ermordet.

Nein, Chaka ist sicher kein Opfer. Er ist ein Täter, dem mehr Blut an den Händen klebt, als wir es uns überhaupt vorstellen mögen. Aber gerade deshalb ist es wichtig, seine Geschichte zu kennen. Denn sein Lebensweg hält uns davon ab, die Bewohner Afrikas als hilflose Wesen wahrzunehmen, deren Leben nur wir mit unseren Almosen retten können.

Zum Schluss

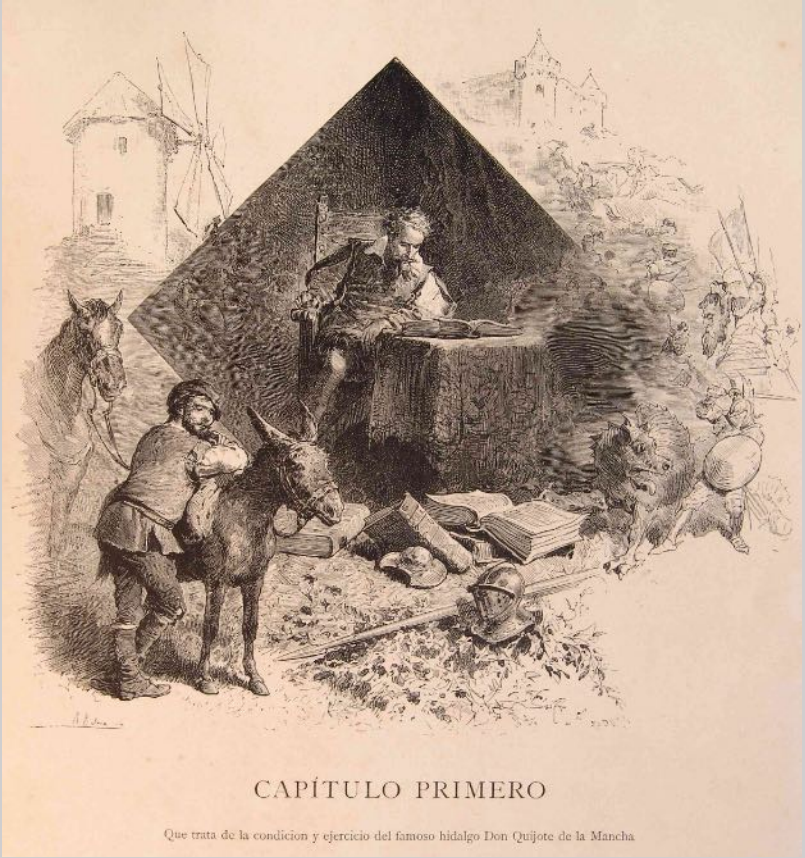
Als der *Manesse Verlag* im Jahr 1984 seinen 40. Geburtstag feierte, erschien ein Almanach, der unter anderem einen kleinen Essay enthielt, in dem Dr. Walther Meier die drei Typen des Lesenden klassifiziert.

Da gibt es für ihn zunächst all die Leser, die wie der hl. Hieronymus in Ehrfurcht und Liebe jedes gelesene Wort gläubig verinnerlichen, um ihr Leben davon berühren zu lassen.



Dann gibt es diejenigen, die jede Behauptung eines Buchs auf die Goldwaage legen, um Sinn oder Unsinn an der Realität zu messen.

Und dann gibt es die modernen Leser, die sich – wie einst Don Quijote – in den Bücherwelten verlieren, um sich aus ihrer eigenen Realität hinwegzuträumen.



Für Dr. Walther Meier wäre der vollendete Leser derjenige, der die Fähigkeit besäße, alle drei Arten des Lesens in sich zu vereinigen.

Aber ist das heute noch realistisch?

Schließlich haben wir den Glauben an Autoritäten abgelegt und gleichzeitig die Übersicht verloren. Wie oft sind wir unwillig, ja völlig überfordert zu entscheiden, ob ein Text wahr ist oder nur das wiedergibt, was sein Autor beim Schreiben für die Wahrheit hielt.

Was uns aber geblieben ist, ist die Lust sich völlig in einer Geschichte zu verlieren, um danach gestärkt wieder aufzustehen und sich der Realität des Alltags zu stellen.

Oder – wie Michael Ende es einmal sagte: Jede echte Geschichte ist eine unendliche Geschichte.